

Die Zukunft der Stadt: Gutes Leben und Nachhaltigkeit

In „*Bin ich eine Klimasau? Klima schützen und damit besser leben*“ (1) habe ich beschrieben, wie jeder Einzelne in seinem Haushalt einen Beitrag zur Nachhaltigkeit, in diesem Fall zum Klimaschutz leisten kann. Dabei wurde auch deutlich, dass die Umsetzung dieser Empfehlungen zu einer Änderung des Lebensstils und auch zu Auseinandersetzungen mit nicht nachhaltigen gesellschaftlichen Strukturen führen kann. Im Studienprojekt Stadt an der TU Berlin haben wir verschiedene Aspekte eines nachhaltigen Lebensstils untersucht. „*Das gute Leben in der Stadt – ein Programm für starke Kommunen*“ (2) fasst die Ergebnisse dazu zusammen.

In der *Möckernkiez eG*, die selbstverwaltet fast 400 Wohnungen nach sozialen und ökologischen Kriterien in Berlin-Kreuzberg erstellt, arbeiten wir ganz konkret daran, gutes Leben und Nachhaltigkeit in der Stadt zu organisieren. Es geht dabei um Fragen des genossenschaftlichen Zusammenlebens und der Einbindung in den umliegenden Stadtteil bis zu Gesichtspunkten der Bau- und Freiraumgestaltung einschließlich Energieversorgung und Verkehrserschließung.

In diesen Arbeits- und Erfahrungsprozessen sind grundlegende Fragen zum guten Leben und zur Nachhaltigkeit in der Stadt aufgetaucht, die ich mit einigen Thesen erst einmal vorläufig beantworten möchte:

1. Die Krisen der Welt (etwa Klima, Energie, Ernährung, Arbeit, Gewalt, Gerechtigkeit) sind Symptome einer einzigen großen Krise, die maßgeblich von einer Lebens- und Wirtschaftsphilosophie des Wettbewerbs und der Konkurrenz geprägt wird.
2. Daneben gibt es erfolgreiche Ansätze, die auf Kooperation und Solidarität aufbauen.
3. Krieg in der Welt und Gewalt in der Stadt entstehen auch, weil junge Männer keine Arbeit und keine Aufgabe finden.
4. Armut, Not, Ausgrenzung und Entwurzelung finden in aller Regel ihre Ursache in Machtverhältnissen, die durch übermäßigen Wettbewerb und durch Konkurrenz entstehen.
5. Auf kommunaler Ebene können/sollen/müssen solidarische und kooperative Lebens- und Wirtschaftsformen installiert werden, die sinnvolle sowie fair entlohnte Arbeit für alle schaffen. Dies kann/soll/muss unter Federführung der Städte und Kommunen in Kooperation mit der lokalen Wirtschaft und den Initiativen der Zivilgesellschaft geschehen.
6. Die Stadt ist ein Ort des Zusammentreffens verschiedener Milieus und verschiedener Kulturen. Gesellschaft kann/soll/muss mit der Teilhabe aller weiter entwickelt werden.

Einige dieser Thesen sind nicht völlig neu. Erneut in den gesellschaftlichen Blick gerückt ist allerdings die inzwischen wissenschaftlich gut belegte These, dass Kooperation mehr motiviert als Wettbewerb (3). Es zeigt sich auch immer deutlicher, dass die klassische Wirtschaftswissenschaft um den Wettbewerb und teilweise auch um den Markt auf wissenschaftlich schwachen Füßen steht (4). Erfolgreiches wirtschaftliches Handeln hat vermutlich mehr mit Intuition, Pragmatismus und guten Netzwerken zu tun als mit wissenschaftlich belegbarem rationalem Handeln.

Wichtig ist auch die Erkenntnis, dass Menschen vor Ort globalen Macht- und Wirtschaftsprozessen nicht völlig ausgeliefert sind. Vor allem die Zivilgesellschaft hat in Nichtregierungsorganisationen und Nicht-Profit-Organisationen wie Bürgerinitiativen, Umweltorganisationen, Genossenschaften, Hilfswerken usw. gezeigt, dass Selbstorganisation von unten erfolgreich ist.

Diese Thesen habe ich in einigen Essays weiter bearbeitet. Ein wichtiges Ziel dabei ist, bewusster zu machen, dass Menschen an einem Ort zusammenleben und auch dort ihre sozialen und natürlichen Lebensräume gestalten müssen. Dies ist in unserer – sich immer weiter differenzierenden Gesellschaft – ein wenig in Vergessenheit geraten. Das Leben allein in räumlich verstreuten Gemeinschaften wie Lebensstil-, Arbeits- und Freizeitgruppen, thematisch spezialisierten Organisationen der Zivilgesellschaft oder gar virtuellen Gemeinschaften kann Gesellschaft nicht zusammenhalten. Auch die Koordination über Märkte und Geld ist dafür nicht ausreichend. Wichtige Orte, an denen Zusammenleben ganz konkret organisiert werden muss, sind Städte, Stadtteile und Kieze. Hier treffen Menschen ganz unterschiedlicher Lebenswelten zusammen, die lernen und entwickeln müssen, wie Zusammenleben eigentlich geht.

Im **Essay 1** *„Wie Ideen die Welt bestimmen – ein Plädoyer für eine Vielfalt der Welten“* stelle ich verschiedene Erkenntnissysteme von der Naturwissenschaft bis zur Esoterik vor. Ich folge damit dem Ansatz von Paul Feyerabend (5), der für *„anything goes“* plädierte. Dies reicht jedoch nicht, denn jedes Erkenntnissystem benötigt Begründung und Legitimation, mit anderen Worten eine Art Qualitätskontrolle. Während die Naturwissenschaft dafür das wissenschaftliche Experiment nutzt, legitimiert sich eine esoterische Heilkunst ebenso schlüssig über *„Wer heilt, hat Recht“*.

Im Anschluss daran werden verschiedene Deutungssysteme wirtschaftlicher Prozesse von der liberalen bis zur marxistischen Schule diskutiert. Es zeigt sich hier, dass die Sichtweise eines *„sowohl als auch“* sinnvoller ist als eine des *„entweder oder“*. Verschiedene Deutungsschulen sind unter unterschiedlichen Rahmenbedingungen und in verschiedenen Einsatzbereichen erfolgreicher als andere. Der einseitige Blick, alle Prozesse müssten unter demselben Blickwinkel betrachtet werden, scheint die Wirklichkeit nicht besonders gut wiederzugeben.

Im **Essay 2** *„Unsere Welt an ihren Grenzen. Die Krisen unserer Welt – eine Bestandsaufnahme“*

beschreibe ich verschiedene Teilkrisen und zeige im Besonderen am Beispiel der Klima- und der Energiekrise die Grenzen der kapitalistischen Wirtschaftsweisen. Es wird hergeleitet, dass in unseren Regionen der Welt auch sogenanntes qualitatives Wirtschaftswachstum – etwa im Sinne eines Green New Deals - nicht nachhaltig ist. Vielmehr ist eine deutliche Reduzierung des Konsums notwendig. Dass damit ein gutes Leben, im Besonderen eine Steigerung der Lebensfreude möglich ist, wird erläutert.

Im **Essay 3** *„Wider den kapitalistischen Tunnelblick. Es gibt viele Wirtschaftswelten: Märkte, Organisationen, Netzwerke und Genossenschaften“*

zeige ich, dass auch in unserer Gesellschaft verschiedene Wirtschaftsformen nebeneinander existieren. Der Tunnelblick auf eine kapitalistische Marktwirtschaft verkennt, dass etwa die Hälfte aller Wirtschaftsleistungen jenseits kapitalistischer Märkte im privaten Haushalt, in ehrenamtlicher Tätigkeit, in staatlichen Organisationen und öffentlichen Betrieben erbracht wird.

Die Geschichte der Stadt, der Gemeinwirtschaft und der Genossenschaftsbewegung erinnert daran, dass parallel zu kapitalistischen Wirtschaftsformen immer wieder Organisationen von unten entstanden sind, in denen Bürger und Genossen ihren Lebensunterhalt frei erwirtschaften konnten. Dieses Wissen um Kooperation und Solidarität sowie das Vertrauen in die eigene Kraft und die der Gemeinschaft ist in den letzten Jahrzehnten aus dem öffentlichen Bewusstsein verschwunden und hat einer Ideologie des Wettbewerbs und der Konkurrenz sowie der Resignation in Bedürftigkeit und Einsamkeit Tür und Tor geöffnet.

Im Essay 4 „Was uns antreibt: Notwendigkeit, Angst und Selbstaussdruck“

Ausgehend von einer Hierarchie der Bedürfnisse (6) wird diskutiert, welche Kräfte wettbewerbsorientierte Wirtschaftssysteme immer weiter antreiben, obwohl materielle Bedürfnisse bereits hinreichend erfüllt sind. Klassische psychologische und soziologisch/wirtschaftliche Theorien deuten miteinander verknüpft eine Begründung an. Dabei zeigt sich, dass persönliche und gesellschaftliche Kräfte nur in sorgfältig ausbalancierten Institutionen ausgehandelt und gezähmt werden können. Vor diesem Hintergrund sind politische „Laissez-Fair-Haltungen“ und Theorien vom „Freien Spiel der Kräfte“ nicht haltbar.

Im Essay 5 „Nachhaltigkeit und Demokratie in der Stadt: Kommunalwirtschaft, Zivilgesellschaft und Partizipation“

erläutere ich, dass eine kooperative Wirtschaftsweise einerseits zwar Erfolg versprechend ist, andererseits aber auch eines besonderen Schutzes bedarf. Hier zeigt sich, dass die heutige Definition von Nachhaltigkeit nicht ausreichend ist. Zu den Kriterien der sozialen, ökonomischen und ökologischen Nachhaltigkeit muss das Kriterium der Sicherheit vor „Eroberung“ oder „feindlicher Übernahme“ treten. Städte können nicht nachhaltig wirtschaften, wenn ihnen Gestaltungsmacht, Rechte oder Gelder entzogen werden.

Kernaussage dieses Essays ist jedoch die Empfehlung, dass Städte eine kommunale kooperative Basiswirtschaft aufbauen sollten, um abgekoppelt von globalen wettbewerbsorientierten Wirtschaftsprozessen eine einfache Grundversorgung ihrer Bürger zu gewährleisten. Die Schaffung von Arbeits-, Ausbildungs- und Weiterbildungsplätzen muss Bestandteil dieses Programms sein. Wie dies gelingen und vor allem wie die dafür notwendigen Finanzmittel bereitgestellt werden könnten, wird angedacht.

- (1) Klaus Füsser: Bin ich eine Klimasau. Klima schützen und damit besser leben. Riemann Verlag, München 2008.
- (2) Klaus Füsser: Das gute Leben in der Stadt – Ein Programm für starke Kommunen. In Einblick-Durchblick-Ausblick, BANA-Journal/TU Berlin 2010.
- (3) Robert Axelroth: Die Evolution der Kooperation. München 2000.
Michael Tomasello: Warum wir kooperieren. Berlin 2010.
- (4) Joseph Stiglitz: Im freien Fall. Vom Versagen der Märkte zur Neuordnung der Weltwirtschaft. München 2010.
- (5) Paul Feyerabend: Wider den Methodenzwang. Skizze einer anarchistischen Erkenntnistheorie. Frankfurt/Main 1976.
- (6) Abraham Maslow: Motivation und Persönlichkeit. Olten 1977.
Richard Layard: Die glückliche Gesellschaft. Was wir aus der Glücksforschung lernen können. Frankfurt/Main 2005.

Klaus Füsser: Die Zukunft der Stadt: Gutes Leben und Nachhaltigkeit. Einleitung. März 2011